



unterirdisch



PFARRBRIEF

St. Agnes _ St. Kunibert _ St. Ursula _ St. Gertrud



KATHOLISCH
IN KÖLN-MITTE

EDITORIAL

Als ich ein Kind war, kam mein Bruder auf die Idee, am Rand eines kleinen Wäldchens, nicht weit von unserem Elternhaus, einen Tunnel zu graben. Zusammen mit ein paar Freunden griff er zu Spaten und Schaufel und machte sich ans Werk. Da der Boden lehmig und schwer war und die Kinderkräfte doch sehr beanspruchte, hoben seine Kumpel und er den Tunnel in vielleicht 1,50 Metern Tiefe mit einer Länge von gut drei Metern aus. Also gerade so lang, dass ein einzelnes Kind liegend im Tunnel verschwinden konnte. Dann rutschten nacheinander alle Kinder begeistert durch den Tunnel und versauten sich dabei sämtliche Klamotten, ist ja klar.



Alle, bis auf ein Kind. Ich weiß noch, dass ich selbst stets mit viel Respekt am Rand der Grube stand und hinabgeblickt habe.

Was ist, wenn der Tunnel einstürzt? Ich werde ersticken! Das habe ich gedacht – wobei die Wahrscheinlichkeit natürlich gering

war, wie ich schon damals zugeben musste. Trotzdem ist mein Respekt vor allem, was sich unter der Erde befindet, geblieben.

Alles, was sich unter der Erde befindet, ist für mich kein Sehnsuchtsort. Ich mag keine Enge. Ich bin lieber draußen, im Licht, in der Sonne. Ich liebe die Weite, den freien Blick. Und doch gibt es Augenblicke, wo auch ich dem Blick unter die Erde nicht ausweichen kann. Nämlich dann, wenn ich bei einer Beerdigung an einem Grab stehe und einem Sarg hinterherblicke, den Sargträger langsam in

die Tiefe hinablassen. „Wir übergeben den Leib der Erde“, sage ich dann. „Christus, der von den Toten auferstanden ist, wird auch den Verstorbenen zum Leben erwecken.“ Die Erde steht ja für den absoluten Nullpunkt. Es ist der Ort, dem das Tote übergeben wird. Und aus dem zugleich das Neue wächst. Auch dann, wenn der Glaube daran schwerfällt – zum Beispiel dann, wenn Menschen einen lieben Freund, die Partnerin, Oma oder Opa in einem Grab zurücklassen müssen.

In dieser Ausgabe erzählen wir von Beerdigungen von Menschen, die nicht nur allein sterben, sondern zu deren Beerdigung normalerweise auch niemand kommt. Was sich zum Glück hier und da ändert. Hilde Naurath erzählt von einer anderen unterirdischen Erfahrung: Wie aus dem Trauma der Zerstörung des Tempels in Jerusalem, im Angesicht dieser Katastrophe, das Markusevangelium entsteht. Georg Thünemann ist in den Tiefbunker am Oberlandesgericht geklettert und erzählt dessen bedrückende Geschichte im Zweiten Weltkrieg. Auch das Pfarrarchiv von St. Agnes befindet sich unter der Erde: in einem Kellerraum in der Weißenburgstraße. Beginnend mit dieser Ausgabe wollen wir interessante Archivfunde vorstellen. Und Dominik Meiring stellt uns Dantes Reise durch die Hölle vor. Der Dichter verstarb vor 701 Jahren. Doch seine Verse der ‚Göttlichen Komödie‘ sind zu Recht von bleibender Bedeutung – auch für uns.

Ich hoffe, Sie nehmen diese Ausgabe nicht in einem dunklen Tunnel oder einem tiefen Keller in die Hand. Und schon gar nicht in der Hölle. Sondern in der Sonne, unter dem freien, offenen Himmel.

Eine anregende Lektüre wünscht
Peter Otten, Pastoralreferent

INHALT

1/2022 Titelthema // unterirdisch

// Titelthema

Bibelanalyse: Frohe Botschaft am Abgrund	4
Gastbeitrag: Dante und die Hölle des Selbst	8
Texttörtchen: Von hier oben	11
Hintergrund: Unterirdischer Zeitzeuge des Zweiten Weltkriegs	12
Kritik: Crashkurs ins Hätz	15
Reportage: Ein politischer Balanceakt	16
Hintergrund: Gott wird das Verjagte wieder suchen	20
Gedicht: Auferstehung	23
Buchvorstellung: Die Opfer in den Blick nehmen	24
Hintergrund: Wasserpong und Peter Fox	26
Gastbeitrag: Erinnerungsort Pfarrarchiv	28
Quartett: Kirchenkeller	30

// Weitere Themen

Hintergrund: Raumstation Goldene Kammer	32
Gastbeitrag: 350 Jahre Kevelaer und zurück	34
Gastbeitrag: Eine Bewegung, die bewegt	36
Hintergrund: Die schöne Agnes	37

// Rubriken

Erstkommunion	38
Leserbrief	40
Nachrichten	41
Getauft & Verstorben	42
Fragebogen	43
Impressum	44



FROHE BOTSCHAFT am Abgrund

Eine unterirdische, zutiefst verstörende Erfahrung: die Zerstörung Jerusalems, mit der 70 n.Chr. der jüdische Krieg endete. Dieses Trauma verarbeitet ein Zeitzeuge in der Geschichte eines scheiternden Messias, der stellvertretend für die unzähligen besiegt, leidenden Juden steht. So analysiert der evangelische Theologe Andreas Bedenbender das Markusevangelium. Hilde Naurath erzählt seine Hypothesen in diesem und im kommenden Pfarrbrief nach.

Text: Hilde Naurath

Fotos: Volker Adolf

Die Stadt ist zerstört. Die Belagerer haben die Mauern geschleift. Schon die Belagerung selbst war grauenvoll. Die Menschen verhungerten, die einander feindseligen Gruppierungen metzelten nicht nur einander nieder. Hunderte, die zu fliehen versuchten, wurden von den Besatzern aufgegriffen und vor den Mauern gekreuzigt, bis das Holz und der Platz knapp wurden. Bei der Stürmung wurde selbst das Heiligtum zur Todesfalle. Die Hoffnung der Aufständischen, aber auch so vieler Pessach-Pilger, so vieler Frauen und Kinder, wurde enttäuscht: Gott stand ihnen nicht bei, als sie seine Wohnstatt verteidigten. Der Tempel ist verbrannt. Jerusalem, Orientierung in Raum und Zeit, ist nicht mehr.

Ein Zeitzeuge ist fassungslos vor Entsetzen. Nennen wir ihn Markus. Gebildet, mindestens viersprachig, mit den Überlieferungen des ausgewählten Volkes bestens vertraut, war er bisher,

nein, ist er noch immer durchdrungen von einer seit vierzig Jahren verkündeten Botschaft. Seine Sprachlosigkeit kristallisiert sich in der Frage: Wie geht das zusammen, der römische Vernichtungszug und die Verheißung von Jesus, dem Sohn Gottes, der doch auferweckt wurde von den Toten? Warum kam nicht der Menschensohn auf den Wolken, sondern rückten Vespasian und sein Sohn Titus mit ihren Armeen an?

Markus beginnt, das Unbeschreibliche zu beschreiben. An keiner einzigen Stelle erwähnt er die Katastrophe, das Trauma ist zu groß. Trotzdem quillt das Grauen aus seinen Worten. Zwischen den Zeilen steht weitaus mehr als in den Zeilen. Er verwendet Allegorien, Metaphern, Personifikationen, sprechende Namen, vielsagende Konstellationen, Bezüge zu den heiligen Schriften, zu gesellschaftlichen und politischen Gegebenheiten, Verweise auf andere Anhänger der Botschaft. Er verwendet Chiffren, die seine mehr oder weniger auf seiner Seite stehenden Leser mehr oder weniger eindeutig verstehen sollen. Er ist



Das Symbol des Evangelisten Markus ist der Löwe, hier am Taufbecken in St. Ursula.

unfähig, das Leiden von so vielen Zigtausenden zu beschreiben, die im jüdischen Krieg ihr Leben ließen. Stattdessen beschreibt er den Leidensweg eines Einzigen, stellvertretend. Jesuanische Vergangenheit und markinische Gegenwart gehen ineinander über. Ein einzelner Rabbi geht den gleichen Weg voraus, den die römischen Invasoren später gehen: von Galiläa nach Jerusalem. Die Sieger der Geschichte verherrlichen das heroische Sterben für den Staat und feiern einen Triumphzug. Markus setzt dieser Kultur der Gewalt das Opfer entgegen. Sein Messias steht auf der Seite der Besiegten, sein Weg ist ein Weg des Scheiterns. Sein Menschensohn kriecht elendiglich für – ja, wofür?

Seit 100 Jahren steht Judäa samt den umliegenden Gebieten unter römischer Oberherrschaft. Seit Jahrzehnten gibt es Unruhen. Das auser-

wählte Volk Israel wähnt Gott auf seiner Seite: Er wird es siegen lassen! Zeitweise scheinen die Aufständischen tatsächlich überlegen. Die Erfolge steigen ihnen zu Kopf und sie verfeinden sich untereinander. Schließlich beauftragt Cäsar Nero den General Vespasian mit der Niederschlagung des Aufstands. Vespasian zieht zunächst in das im Norden Israels gelegene Cäsarea Philippi. Nach dem Sieg wird Titus dort zahlreiche Gefangene in mörderischen ‚Spielen‘ umbringen lassen. Vespasian stößt von dort an den See Gennesaret vor. Mit Heimtücke erobert er die am Westufer gelegene Stadt Tarichea, lässt Tausende abschlachten. Ebenfalls tausende Aufständische fliehen mit Booten auf den See hinaus. Ihre Gegner setzen ihnen nach und richten ein systematisches Massaker an. Bei den Juden werden ‚Tarichea‘ und ‚See Gennesaret‘ zum Synonym für ein Blutbad. Die Römer rücken

Der Markuslöwe
am Taufbecken
in St. Agnes



durch den Jordangraben bis nach Jericho vor, dann weiter nach Jerusalem. In der Stadt ergreift der extreme Flügel der Gotteseiferer, die Zelo-ten, die Macht, es kommt zum Bürgerkrieg. Vor Jerusalem dagegen wartet Vespasian ein Jahr lang ab, denn im römischen Reich gibt es Machtkämpfe, in denen binnen Jahresfrist drei Cäsaren ausgerufen werden. Schließlich wird Vespasian selbst zum Cäsaren ausgerufen. Seine Autorität wächst auch im Orient, unter anderen aufgrund von Speichelheilungen. In Jerusalem weitet sich die Zersplitterung der Aufständischen weiter aus. Da die Belagerer anscheinend nichts tun, ziehen zum Pessachfest zahllose Pilger in Jerusalem ein. Doch da schließen die Römer, nun unter dem Befehl von Titus, den Belagerungsring. Die Pilger sitzen zusammen mit der Jerusalemer Bevölkerung und den Aufständischen fest. Statt sich zusammenzuschließen, terrorisieren die Aufständischen die Bevölkerung. Die Römer greifen an. Die Katastrophe nimmt ihren Lauf.

Markus stellt den Menschensohn mitten hinein in diesen Krieg. Er stellt ihn höchst widersprüchlich dar. Sein Jesus verkörpert die Heilsbotschaft mindestens ebenso sehr wie den Schrecken Gottes, der das Unheil eben nicht verhindert. Er kann einerseits Krafttaten ausführen, er wird (nur) von seinen Feinden, Dämonen und Römern, als der erkannt, der er ist: ein Friedensmessias. Als solcher wirkt er andererseits nicht souverän, kann er nicht souverän wirken. Er ist elementar auf das Mitwirken seiner Mitmenschen angewiesen. Markus spielt sogar durch, dass sich ein

segsreiches Geschehen entwickeln kann, ohne von ihm auch nur verstanden zu werden. Als eine blutflüssige Frau im Gedränge seinen Saum berührt und geheilt wird, geht von ihr die Initiative aus. Jesus muss erst herausfinden, was vor sich geht. Sein einziger aktiver Beitrag ist es, die Tat im Nachhinein gutzuheißen. Markus typisiert die namenlose Frau hier wie an anderen Stellen als Tochter Zion, die zu seiner Zeit wahrlich ausgeblutet ist und der Heilung bedarf. An wieder anderen Stellen verliert Jesus die Kontrolle, das universale Elende wächst ihm über dem Kopf, wenn „alle, die geplagt waren, sich auf ihn warfen, um ihn zu berühren.“

Zwei ‚Gespenstergeschichten‘ verdeutlichen Jesu meist geradezu nutzlose, jedenfalls nicht genutzte Macht. Beide spielen auf dem See Gennesaret, den Markus zum „Meer von Tiberias“ anschwellen lässt, so groß ist der Schrecken, der mit diesem Gewässer verbunden ist.

In der ersten Gespenstergeschichte nehmen die Jünger Jesus fast gewaltsam mit ins Boot. Ein

unauffälliger Satz deutet die Katastrophe an: „Auch andere Boote waren bei ihm.“ Ein großer Sturmwind entsteht, Jesus aber schläft süß, abgesondert im Heck, und das auch noch auf einem Kissen. Die Jünger rütteln ihn auf: „Schert's dich nicht, dass wir umkommen?“ Da erst steht dieser seltsam unbeteiligte Jesus auf und schilt den (feindlichen An-)Sturm und bringt den See zum Verstummen. Die anderen Boote aber, sie tauchen buchstäblich nicht mehr auf. Die Jünger, die einzigen Überlebenden, sind erschüttert: Wieso rettet Jesus sie – und nicht die anderen? Die markinische Darstellung Jesu empörte schon einige frühe Leser. Einige setzten sich hin und schrieben die Geschichte noch einmal neu, rückten energisch zurecht, was ihnen dann doch allzu despektierlich und fatalistisch vorkam. Bei ihnen tritt Jesus deutlich autarker und nahbarer auf. Einer von ihnen, nennen wir ihn Matthäus, war gerade über diese erste Gespenstergeschichte so entrüstet, dass er ihr einen – im Erzählkontext völlig unmotivierten – Prolog vorsetzt. Jesus belehrt dort einen Schriftgelehrten (er nennt ihn nicht Markus): „Der Menschensohn hat nichts, wo er sein Haupt hinlege!“ Und zack, sieht man Matthäus das Kissen quasi unter dem Haupte Jesu wegziehen. Selbstverständlich gibt es bei Matthäus auch keine weiteren Boote.

Markus aber schildert mindestens ebenso unheimlich die zweite Gespenstergeschichte des Seewandels. Hier kennzeichnet er die Hoheit Jesu als göttlich und konfrontiert sie hart mit dem Massaker. Markus entrückt Jesus erst der Sphäre des Jüngerkreises, dann der Menschenwelt: Zunächst zwingt nun Jesus die Jünger, ohne ihn abzufahren, dann steigt er allein zum Beten auf einen Berg. Wie Mose, wie Gott selbst

sieht er den Mühen seiner Jünger im Gegenwind zu. Erst als die Nacht schon fast vergangen ist, schreitet er „auf dem Wasser“. Diese Eigenschaft wird in der hebräischen Bibel einzig Gott zugeschrieben. Jesus geht nicht etwa zu den Jüngern, sondern er will an ihnen „vorübergehen“, ganz wie Gott an Mose (und Elija) „vorübergeht“. So verkehrt Markus den Exodus des jüdischen Volkes aus der Gefangenschaft Ägyptens in sein Gegenteil: Der Wind hilft nicht den Juden, sondern dem Feind. Aus der Verstörung und dem mühseligen Vorwärtskommen der Ägypter werden die Mühen und die Verstörung des Jüngerkreises. Zwischen den Zeilen schreit es geradezu heraus: Am Morgen sieht Rom Israel tot am Ufer liegen! Im messianischen Licht erscheint das Elend erst recht fürchterlich grell. Auch die Jünger sind mit diesem Heiland schlimmer dran als ohne ihn: bebedend vor Furcht. Allein ist Markus mit diesem Messiasbild übrigens nicht. Ganz in seinem Sinne fallen in der rabbinischen Literatur die Beschreibungen der „Wehen des Messias“ oft drastisch aus. Gleich mehreren Gelehrten wird der auf den Messias bezogene Entsetzensschrei zugetraut: „Mag er kommen, ich will ihn nicht sehen!“

Zu dem Schrecken passt das Ziel der Überfahrt. Jesus zwingt seine Jünger ins Boot, um nach Betsaida vorauszufahren. Betsaida kann als „Haus der Menschenjagd“ übersetzt werden. Der Begriff der Jagd steht hier für Bedrohung und Krieg. So will Jesus seine Jünger zwingen, sich mit dem zu befassen, was der Krieg für die Bevölkerung bedeutet, und was demnach auch das Ziel seines Weges sein muss. Oder könnten verständige Jünger die Katastrophe verhindern?

Fortsetzung folgt.

DANTE UND DIE Hölle des Selbst

Wenn es einen Menschen gibt in der abendländischen Kulturgeschichte, der ‚durch die Hölle gegangen‘ ist, dann war es vor 700 Jahren der größte Dichter Italiens: Dante Alighieri. Bis heute lernt jedes Kind in Italien seine Verse auswendig. Sein bis heute weltweit bedeutendstes Werk ist ‚Die Göttliche Komödie‘. Sie prägte die Höllenvorstellungen eines ganzen Kulturraums. Unser Pfarrer überlegt, welche Bedeutung diese ‚Höllenfahrt‘ für uns heute hat.

Text: Dominik Meiering

Fotos: Klaus Nelißen

In seiner ‚Göttlichen Komödie‘ schreibt Dante Alighieri in der Ich-Form und schlüpft so in die Rolle eines Wanderers durch das Jenseits. Es beginnt damit, dass er am Karfreitag des Jahres 1300 in einem finsternen Wald erwacht. Er weiß nicht, wo er sich befindet. Angst steigt in ihm hoch. Da blickt er hoch und bemerkt einen von der Sonne angestrahlten Hügel. Dahin könnte ich jetzt gehen, das ist meine Rettung, denkt er in seiner Not. Aber da stellen sich ihm drei Raubtiere in den Weg. Von den wilden Bestien bedrängt, taumelt der Mann zurück. Erst in diesem Moment bemerkt er, dass jemand neben ihm steht. Er weiß nicht, ist dies ein Mensch oder nur ein Schatten. Dieser gibt sich zu erkennen: Es ist der antike Dichter Vergil.

Damit beginnt eine der gewagtesten und gewaltigsten Reisen, die je ein Mensch unternommen hat. Eine Woche lang durchwandert

der Verirrte zunächst mit seinem Begleiter Vergil, später geführt von seiner Geliebten Beatrice und schließlich geleitet vom heiligen Bernhard, alle Zonen des Jenseits. Wo kein Lebender Zutritt hat, da eröffnet sich diesem Wanderer das Reich des Jenseits.

Vergil und Dante betreten das unterste und finsternste Reich des Todes, die Hölle. Durch neun Höllenkreise, eine von Dante ersonnene Vorstellung, geht es immer tiefer hinab. Die Sünden, die dort gebüßt werden, werden von Stufe zu Stufe immer grässlicher, die Strafen dafür immer drastischer. Aber mit jedem Sünder, der dort auf ewig leidet, kommen die beiden Wanderer ins Gespräch. Das ist das ganz Erstaunliche dieser Höllenfahrt: Jedem Verurteilten wird die Chance gegeben, seine Lebensgeschichte kurz und knapp zu erzählen. Für sie ist diese Begegnung mit den beiden Wanderern die einmalige Gelegenheit, sich zu offenbaren: der eine voller Reue, der andere in Hochmut und Stolz. So kommt uns jeder dieser Menschen ungemein nahe und plastisch entgegen.

Mit Dante und Vergil auf dem Weg durch die Hölle ... Als ich diese Verse in den letzten Tagen wieder einmal las, kam mir der Gedanke, dass ich selbst auch schon ähnliche Begegnungen erlebt habe, wie sie hier beschrieben sind. Denn, so wie Dante sich bei seiner Schilderung der Höllenkreise an den engen, finsternen Gassen der damaligen Städte orientierte, so erlebe ich es selber, wenn ich als Innenstadtpfarrer durch die Kölner Straßen gehe. An vielen Ecken sieht man Bettler, die auf Bänken liegen, verwirrte alte Menschen, Jugendliche, die betrunken oder von Drogen benebelt sind, manche von ihnen hatten nie eine andere Chance. Und wenn ich sie anspreche, schauen sie erst einmal verdutzt und skeptisch. Und genauso beschreibt auch Dante die Reaktionen der Toten in den Höllenkreisen. Sie können gar nicht glauben, dass jemand sie befragt. Und dann erlebe ich oft, dass diejenige oder derjenige nach einer ersten Phase des Widerwillens oder der Scham zu reden beginnt, aus dem eigenen Leben

erzählt, wie es dazu gekommen ist, dass sie oder er nun hier gestrandet ist. Und mich lassen diese Geschichten nicht kalt, sie rühren mich an und wühlen mich auf. Und genau das lese ich auch in der ‚Göttlichen Komödie‘, dass der Wanderer oft in Tränen ausbricht vor Mitleid mit denjenigen, die die Hölle durchmachen. Wer ‚mitgeht‘, der begibt sich in eine ‚Schule der Empathie‘, in eine Schule der Einfühlung. So hat das der Schweizer Schriftsteller Ralph Dutli zu Recht genannt.

Gibt es also keine Hoffnung mehr? Nur noch die Hölle, den dramatischen Ort der Unveränderlichkeit, den Ort ewiger Endgültigkeit? Konkret: Habe ich die große Sache im Stich gelassen, meine Möglichkeiten verschenkt? Die Menschen, die sich in der Hölle aufhalten – so schildert Dante sie in den einzelnen Höllenkreisen – bleiben in sich erstarrt. Sie sind ganz auf sich selbst bezogen. Es zählt nur noch ihr eigenes Lebensschicksal, selbst für die mit ihnen Verbannten



haben sie kein Auge mehr. Die Zeit bleibt für sie stehen. Und was noch schlimmer ist: Sie haben den Glauben an die Güte Gottes verloren.

Was für Dantes Hölle gilt, findet sich auch im Hier und Jetzt: Denn solch eine Hölle gibt es schon hier auf Erden. Auch wir Lebenden machen uns gegenseitig das Leben oft schwer und unerträglich. Der Philosoph Jean-Paul Sartre meint: „Die Hölle, das sind die anderen.“ Aber genauso zutreffend kann man sagen: „Die Hölle. Das bin ich selbst.“ Das fängt damit an, dass ich mich selbst gegen alle anderen abkapsele, ich zu keinem Gefühl mehr fähig bin. Dann bin ich in mir selbst

gefangen. Und auch den anderen kann ich das Leben zur Hölle machen: indem ich sie verleumde, belüge und Hassreden über sie verbreite, ganz zu schweigen von Missbrauch, Vergewaltigung und Folter.

In der Göttlichen Komödie folgt auf das Hinabsteigen in die tiefsten Höllenkreise das Hinaufsteigen zum ‚Purgatorium‘ – dem ‚Fegefeuer‘. Dante verlässt das finsterschwarze Loch der Hölle, um in die lichtdurchflutete Welt des Läuterungsberges einzutauchen. Ein großes Aufatmen und Durchatmen, ein beherzter Neuanfang. Raus aus den Dunkelheiten, dem Licht entgegen.



Das ‚Casa di Dante‘ in Florenz und Dante Alighieris (leeres) Grabmal in Ravenna.



VON HIER OBEN

Auf der Kirmes hat mich der Neffe zu einer Fahrt auf dem Riesenrad überredet. Aufregung schon beim langsamen Hochsteigen der Gondel. Immer wieder unterbrochen von Stopps, um Leute einsteigen zu lassen. Immer wieder schauen, was wir bereits überragen: Menschen, das Nachbarkarussell, die Häuser, Bäume.

Dann sind alle an Bord. Drehen wir Runden und huschen vorbei an allem, was unter und neben uns verschwimmt. Müssen wir unsere Gondel drehen und jedes Mal dem Rest der Familie winken, wenn wir unten vorbeikommen. Und haben schließlich einen feierlichen Moment ganz oben, als die Ersten wieder aussteigen, die Gondel in der Luft steht. In die Stille sagt der Neffe: „Von hier sehen sogar Eltern klein aus.“

Texttörtchen bestellen:

Diese und andere Texttörtchen gibt es auch als Grußkarten – vorne das Foto, ganz hinten der Text und in der Mitte viel Platz für eigene Geschichten oder Grüße für einen lieben Menschen.

Zu bestellen unter:

www.carolindoermbach.de/meine-angebote/publikationen

Text & Foto:

Carolin Dörmbach



UNTERIRDISCHER ZEITZEUGE des Zweiten Weltkriegs

Den Röhrenbunker unter dem Reichenspergerplatz hat
Georg Thünemann besichtigt.

Text und Fotos: Georg Thünemann

Hoffentlich brauchen wir sie nie wieder! Doch mit dem Krieg und der Bombardierung von Wohnhäusern in der Ukraine rückt auch bei uns die Frage nach Luftschutzbunkern wieder näher. Die Sensibilität in der Bevölkerung für Schutzräume ist gewachsen. Der Röhrenbunker am Oberlandesgericht (OLG) ist einer der wenigen unzerstörten stummen Zeitzeugen, die an die Schrecken des Zweiten Weltkriegs in Köln erinnern.

Betreten kann man den Röhrenbunker durch zwei Bodengitter, die in die Wiese direkt vor dem OLG eingelassen sind. Sie führen nicht nur in die dunkle Tiefe unter der Erde hinab, sondern auch

in dunkle Zeiten der Geschichte. Der Bunker sieht heute noch fast genauso aus wie im Krieg, fast unberührt hat er die Nachkriegsjahre überdauert. Durch eine Schleuse gelangt man ins Innere: Fünf Gänge boten den Schutzsuchenden insgesamt 135 Quadratmeter Platz.

Wenn Fliegeralarm ertönte, strömten die Kölnerinnen und Kölner in solche Bunker, die im Volksmund „Angströhren“ genannt wurden, erklärt Jürgen Schneider vom ‚Cologne Research – Institut für Festungsarchitektur‘ (CRIFA), einem fachübergreifenden Zusammenschluss von Geschichts- und Heimatforschern mit Sitz in Köln. Bis zu 180 Personen konnten im OLG-Bunker Zuflucht finden, wenn sie unterwegs von Flieger-

angriffen überrascht wurden, zum Beispiel auf dem Weg zum Zoo. Im Inneren bot sich demnach 50 Zentimeter Platz für jeden. Dicht aneinandergekauert harhten die Schutzsuchenden auf Bänken aus.

Je länger der Angriff dauerte, desto feuchter wurde es im Bunker – von der Atemluft, dem Schweiß und den Ausdünstungen der Menge. Nach einiger Zeit mussten daher die zwei manuellen Lüfter der Anlage in Betrieb genommen werden. Durch gleichmäßiges Pumpen konnte Frischluft von außen angesaugt und verbrauchte Luft nach draußen transportiert werden. Der Röhrenbunker wies sogar kleine ‚Annehmlichkeiten‘ auf. Unter den kargen Holzbänken fanden sich in großen Abständen kleine elektrische Heizungen und es gab vier Toiletten. „Die Toiletten sehen

noch genauso aus wie zu Kriegszeiten“, betont Schneider die Authentizität, „wir haben sie niemals geputzt.“ In anderen Bunkern Kölns mussten sich die Schutzsuchenden mit Sandkisten zur Verrichtung ihrer Notdurft begnügen.

„Tatsächlich handelt es sich gar nicht um einen Bunker im eigentlichen Sinne, sondern um einen Luftschutzraum“, erklärt Schneider: „Ein Bunker ist darauf konzipiert, einer direkten Bombardierung bestimmter Stärke standzuhalten. So stabil, dass er einem direkten Angriff widerstanden hätte, war der ‚Angstbunker‘ aber nicht. Nur eine etwa 30 Zentimeter dicke Betonschicht, kein Stahlbeton, und ein halber Meter Erdschirmen die Aufenthaltsräume nach oben hin ab. Eine Bombe wäre direkt durchgefallen.“

Die vergleichsweise unsichere Decke birgt übrigens auch den Grund für den Grundriss der Anlage: Fünf lange Gänge sind verwinkelt zueinander angeordnet. Denn wäre eine der Röhren getroffen worden, hätte das im Erdreich eine enorme Druckwelle erzeugt. Bei gerader Bauweise wäre dann möglicherweise die gesamte Anlage zu Schaden gekommen. Die gewinkelte Anordnung dagegen minimierte das Risiko: Die Druckwelle einer Detonation in einer der Röhren hätte die anderen Gänge weniger heftig erreicht.

Eine solche Situation blieb jedoch aus – auch während des schwersten Angriffs, den Köln während des Zweiten Weltkrieges zu verzeichnen



Die museale Präsentation des Röhrenbauwerks gewährt einen Einblick in die alltäglichen Schrecken des Zweiten Weltkriegs.

hatte. Er fand in der Nacht vom 30. auf den 31. Mai 1942 statt. ‚Operation Millennium‘ war der Deckname für die Bombardierung Kölns, bei der die britische Luftwaffe erstmals über 1.000 Bomber gleichzeitig einsetzte, weshalb sie auch als erster „1.000-Bomber-Angriff“ bekannt ist. Im Kölner Raum befand sich damals die größte Chemieregion Europas. Der Angriff dauerte anderthalb Stunden. Tausende Wohnungen wurden zerstört. Insgesamt wurde die Stadt Köln im Laufe des Zweiten Weltkriegs 262-mal bombardiert, häufiger als jede andere deutsche Stadt, davon über 30-mal schwer.

Bis 1979 nutzte das OLG die unterirdischen Räume des Röhrenbunkers als Aktenlager. Erst 2009 wurden sie von Mitgliedern des CRIFA mithilfe alter Unterlagen wiederentdeckt und für Besuche zugänglich gemacht. Gegen heutige Bombardierungen böten sie keinerlei Schutz.

*Interessierte können
den Röhrenbunker
besichtigen, jeweils
am ersten Sonntag
im Monat um 12
und um 14 Uhr.*

*Anmeldungen unter:
info@crifa.de
www.roehrenbunker.de*



CRIFA-Mitarbeiter Jürgen Schneider am Eingang des Röhrenbunkers vor dem Oberlandesgericht.



CRASHKURS ins Hätz

Das erste Köln-Musical ‚Himmel und Kölle‘ ist noch bis August in der Volksbühne am Rudolfplatz zu sehen. Was ein Priester in dieser Stadt alles lernen kann, hat sich Hilde Naurath angeschaut.

Text & Foto: Hilde Naurath

Endlich ein Musical, das die Vollkommenheit Kölns angemessen darstellt! Denn in ‚Himmel und Kölle‘ ist ‚Kölle‘ selbstverständlich nicht als unterirdisches Antonym zu himmlischen Sphären, sondern mindestens als Synonym, wenn nicht gar als Komparativ oder Superlativ gedacht. Diese Erkenntnis gewinnt auch ein Landei von Pfarrer, der von einem wenig weitsichtigen Bischof in die Stadt am Rhein strafversetzt wird – wobei derzeit tatsächlich hauptsächlich Katholiken auf die Idee kommen könnten, Köln mit Strafe in Verbindung zu setzen. Unser Landpfarrer jedenfalls durchlebt einen rasanten Crashkurs ins echte Leben:

Pfarramtssekretärinnen sind die wahren Säulen jeder Gemeinde, Hilfe in größter Not bringt der Fußballgott, das kölsche Echo brauchen wir auch in Kirchen und „Glaube, Liebe, Hoffnung“ sind nie beeindruckender als mitten im Leben. Wenn am Ende selbst ein grantiger Leipziger seine Begeisterung für die Stadt ohne Linksabbiegemöglichkeiten entdeckt, ist klar: Es gibt Besseres als den Himmel auf Erden. Gerade weil Kölle so schön schmutzig ist. Gut, gegebenenfalls ließe sich über das Lob der vollkommenen Mittelmäßigkeit streiten, aber in diesem augenzwinkernden Bühnenwerk steht Kölschfreude pur im Mittelpunkt sowie die Erkenntnis, „dat ruckelt sich zeräch“, und, ja: „am größten unter ihnen ist die Liebe.“

EIN POLITISCHER Balanceakt

Unser Redaktionsmitglied Hörfunk-Journalistin Brigitte Jünger berichtet seit vielen Jahren immer wieder auch aus Israel und Palästina. Von 2018 bis 2020 hat sie in Jerusalem gelebt. Im März und April 2022 hat sie Stadt und Land wieder besucht und wirft für uns einen Blick auf die Haltung Israels und Palästinas zum Krieg in der Ukraine.

Text & Fotos: Brigitte Jünger

Auf Putins Krieg in der Ukraine haben die europäischen Regierungen, gemeinsam mit den USA, sehr schnell und überwiegend geschlossen reagiert. Über die Verurteilung der Kampfhandlungen, Wirtschaftssanktionen, Waffenlieferungen und die Aufnahme der Flüchtlinge waren sie sich umgehend einig und brachten entsprechende Beschlüsse im Eiltempo durch die Parlamente. Ganz anders sieht das in Israel aus, dem engsten Verbündeten der USA im Nahen Osten. Während mit Kriegsbeginn in Tel Aviv und anderen großen israelischen Städten Tausende gegen den russischen Angriffskrieg auf die Straße gingen, hielt sich Regierungschef Naftali Bennett mit einer Positionierung gegen Russland deutlich zurück. Außenminister Yair Lapid nannte die Invasion der russischen Armee in der Ukraine zwar eine „schwere Verletzung der internationalen Ordnung“ – das war es aber auch schon. Partei ergreifen wollte niemand an der Spitze der israelischen Regierung. Unter dem Druck der USA schloss sich

Israel am 2. März wenigstens der UN-Resolution an, die den russischen Einmarsch in die Ukraine verurteilt. Den umfangreichen Sanktionen, die die USA und die Europäer beschlossen haben, hat sich Israel nur in einzelnen Fällen angeschlossen. Ebenfalls lehnte es die Regierung ab, das israelische Raketenabwehrsystem ‚Iron Dome‘ an die Ukraine zu liefern. Stattdessen will sie sich auf humanitäre Hilfen konzentrieren. Daneben hat sich Naftali Bennett mehrfach als Vermittler zwischen Russland und der Ukraine ins Gespräch gebracht. Ein Treffen mit Putin Anfang März in Moskau blieb allerdings ohne Ergebnis.

Welche Gründe gibt es für die Zurückhaltung Israels?

Auf den ersten Blick sollte man denken, dass es eine enge Verbindung Israels zur Ukraine gibt. Etwa 200.000 Juden leben dort. Auch Präsident Wolodymyr Selenskyj stammt aus einer jüdi-



Solidaritätsbekundung mit der Ukraine in der Jerusalemer Neustadt

schen Familie. Gleichzeitig jedoch sieht sich Israel in seinem Kampf gegen die pro-iranischen Milizen im Nachbarland Syrien in Abhängigkeit von Moskau. Seit dem Ausbruch des Krieges in Syrien unterstützt Russland den dortigen Machthaber Baschar al-Assad mit schwerem Kriegsgerät und kontrolliert den syrischen Luftraum. Will Israel Angriffe gegen die Hisbollah führen, die eng mit dem islamischen Dschihad in Palästina verbunden

ist, muss es sich mit der russischen Militärführung abstimmen. Israels Außenminister Lapid nennt deshalb die Grenze zu Syrien „in gewisser Weise eine Grenze zu Russland“.

Daneben will Israel unbedingt das neue Atomabkommen der Europäer und der USA mit dem Iran verhindern und wird dabei von Putin unterstützt.

Wirtschaftlich hat Israel sowohl zu Russland als auch zur Ukraine enge Verbindungen. Russland ist ein wichtiger Handelspartner besonders für den Import von Treibstoffen, Mineralien, Edelsteinen und Diamanten. Darüber hinaus ist Russland der Hauptlieferant für Kohle, aus der in Israel Strom erzeugt wird. Ebenso wichtig sind Weizenimporte, die zu 50 Prozent aus Russland stammen, weitere 30 Prozent kommen aus der Ukraine.

Nicht zuletzt stellt der Krieg in der Ukraine auch innenpolitisch ein Problem für Israel dar. Von den etwa 9,4 Millionen Israelis stammen etwas mehr als eine Million Juden aus der ehemaligen Sowjetunion, sowohl aus Russland als auch aus der Ukraine. Diese jüdischen Israelis haben enge Verbindungen bzw. familiäre Kontakte sowohl in das eine wie das andere Ursprungsland.

Wen sollte die Regierung mit einer eindeutigen Positionierung vergrätzen wollen? Als Vermittler aufzutreten klingt da doch viel besser!

Hinzu kommen die vielen überwiegend jüdischen Flüchtlinge, die jetzt nach Israel einwandern wollen. Grundsätzlich steht Israel allen Juden dieser Welt offen, die sich zur Einwanderung entschließen. Doch viele Israelis fragen sich, ob das flächenmäßig kleine Land die bevorstehende Flüchtlingswelle – die vermutlich größte seit dem Zusammenbruch der Sowjetunion – verkraften kann. Deshalb brach mit Kriegsbeginn eine von der israelischen Innenministerin Ayelet Shaked angeführte Diskussion darüber aus, wie viele Menschen, deren jüdische Herkunft umstritten oder nicht nachweisbar ist, aufgenommen werden sollen. Das brachte der Ministerin heftige Kritik ein, machte aber auch noch einmal

deutlich, dass ein explizit ‚jüdischer Staat‘ eben nicht allen Menschen gleichermaßen offensteht. Nach der Halacha, dem jüdischen Religionsgesetz, ist Jude, wer von einer jüdischen Mutter abstammt. Das israelische Rückkehrgesetz sieht vor, dass auch Ehepartner mit mindestens einem jüdischen Großelternteil das Recht auf ‚Alijah‘ (Einwanderung, hebr. Aufstieg) haben. Normalerweise müssen Einwanderungswillige dafür einen langen Prozess durchlaufen. Doch die Jewish Agency, die für die Einwanderung zuständige Behörde, hat nun beschlossen, die Sache zu verkürzen und ein ‚Alijah-Express-Programm‘ aufgelegt. Das bedeutet: Flüchtlinge können nach Israel einreisen, bevor die Prüfung ihres rechtlichen Aufenthaltsstatus abgeschlossen ist. Wer sich dann doch als Nichtjude herausstellt, kann wenigstens drei Monate im Land bleiben – wie ein normaler Tourist.

Natan Sharansky, der ehemalige Vorsitzende der Jewish Agency, sagte Anfang April in der israelischen Zeitung Haaretz voraus, dass Israel in der freien Welt „einen Preis dafür zahlen (wird), dass es keine klare moralische Haltung gegen russische Kriegsverbrechen in der Ukraine einnimmt.“

Und die Palästinenser?

Die palästinensische Führung unter Präsident Mahmud Abbas fürchtet angesichts des Ukrainekrieges vor allem eines: Den Verlust oder zumindest die Einschränkung der Finanzhilfen der internationalen Gemeinschaft, die das palästinensische Autonomiegebiet am Leben erhalten.



Pro-ukrainische
Protestierenden
am Jaffa-Tor

Spenden und Entwicklungshilfen könnten wegfallen und nun den ukrainischen Flüchtlingen zugutekommen. Daneben sind Russland und die Ukraine wichtige Handelspartner auch für die Palästinenser. Ein Großteil der Weizenimporte stammt von dort. Die enorme Verteuerung gerade dieses Lebensmittels hat sich in den palästinensischen Gebieten unmittelbar bemerkbar gemacht. Schon kurz nach Kriegsbeginn kam es in Bethlehem zu einem Generalstreik, weil das tägliche Brot kaum noch zu bezahlen war.

Daneben gibt es die Sorge, die vielen jüdischen Kriegsflüchtlinge könnten als Vorwand dienen, den völkerrechtlich nicht anerkannten Siedlungsbau im Westjordanland zu forcieren. Da der Siedlungsbau jedoch international unter strenger Beobachtung steht, scheint das eher unwahrscheinlich.

Ansonsten ziehen viele Palästinenser Parallelen zu ihrer eigenen Situation, nach dem Motto: „Was die Ukrainer erleben, erleben wir seit vielen Jahren vom Aggressor Israel.“ Sie und einige westliche Unterstützer fragen sich, warum es in 55 Jahren israelischer Besatzung der Westbank keine Sanktionen der westlichen Welt gegeben hat, die Israel dazu zwingen würden, ihre Besatzungspolitik aufzugeben. Doch ein solcher Vergleich hinkt an vielen Stellen und nimmt unter einigen Palästinensern durchaus irrationale Züge an. Es gibt sogar einige wenige, die Putin favorisieren, weil er ihnen als der „starke Mann“ erscheint, der „die Juden“ in Gestalt der Ukraine vernichtet. Eine abscheuliche Projektion des eigenen Wunschtraums gegenüber Israel. Das allerdings ist die Ausnahme. Die allermeisten Palästinenser fühlen sich solidarisch mit dem Leid der Ukrainer, auch wenn sie ihnen wenig Hilfe bieten können.

GOTT WIRD **das Verjagte** WIEDER SUCHEN

Wenn Menschen einsam sterben und es keine Angehörigen gibt, organisiert das Ordnungsamt der Stadt Köln die Beerdigung. Manchmal kommen Menschen aus dem Viertel mit auf den Friedhof. Eine wertvolle Erfahrung, findet unser Pastoralreferent.

Text & Fotos: Peter Otten

Schon im Januar ist Albert Schuh gestorben. Claudia Eisenreich aus dem Pfarrbüro hat den Laufzettel per E-Mail geschickt. Ein paar spärliche Informationen stehen darauf: Name, Geburtsdatum, Geburtsort, Konfession, Sterbedatum, Telefonnummer des Bestatters sowie Datum und Ort der Beisetzung. In seinem Fall: „Südfriedhof ab Halle.“ Das bedeutet, es ist kein Gottesdienst in der Trauerhalle vorgesehen. Angehörige: „Keine.“ Bemerkungen: „Ordnungsamt-Bestattung.“

Drei Monate hat die Stadt Köln Zeit, Angehörige eines vereinsamt Verstorbenen zu finden. Melden sich keine oder lehnen sie das Erbe ab, veranlasst die Stadt die Beisetzung des Menschen in der Urne. Ist der Verstorbene katholisch, informiert der Bestatter die Wohnortspfarrei.

Weil ich finde, dass es nichts Traurigeres gibt, als alleine mit einer Urne an ein Grab zu gehen, kündige ich seit einiger Zeit Beisetzungen ohne Angehörige im Internet an. Zusätzlich gehe ich zu dem Haus, in dem der Verstorbene zuletzt gelebt

hat, hänge dort eine Einladung an die Tür und werfe Briefe in die Briefkästen: „Am Mittwoch, den 11. Mai ist um 9:00 Uhr die Beisetzung Ihres Nachbarn“, schreibe ich. „Vielleicht haben Sie Zeit und Lust, zum Südfriedhof nach Zollstock zu kommen, dann können wir ihn gemeinsam auf dem Weg zu Grab begleiten.“

Bisher hat das immer geklappt. Immer hat sich ein buntes Trüppchen von Menschen eingefunden. Meistens kommen Nachbarn, die den Verstorbenen flüchtig kannten. Manchmal kommen Menschen aus dem Agnesviertel, einfach, weil sie berührt sind und die Idee gut finden. Einmal ist ein Mann extra aus Troisdorf gekommen. Einmal hat eine Bewohnerin aus dem Viertel ihren Vater geschickt. „Du gehst doch eh jeden Tag nach Zollstock zum Grab der Mutter“, habe sie gesagt. „Dann gehst du morgen halt mal eine Stunde früher. Nicht, dass der Tote allein ist!“

Heute sind wir zu fünft. Neben Andrea ist noch Adrian aus der Agnespfarre gekommen. Und eine Nachbarin. Sie kann ein bisschen von Albert Schuh erzählen. Schemenhaft entsteht ein Bild



von ihm. Dann ist noch Ulla gekommen. Sie hält eine Blume in den Händen. Sie forscht in ihrer Masterarbeit über das Projekt: „Das stille Begräbnis.“ Die Idee ist in den Niederlanden populär. Dort schreiben Dichterinnen und Dichter Texte für einsam Verstorbene. Sie möchte diese großartige Idee nach Köln bringen. Heute ist sie dabei, weil sie wissen möchte, wie eine einsame Beerdigung in Köln abläuft.

Um neun Uhr schlägt ein städtischer Mitarbeiter die Glocke an. Der kleine schwarze Lastwagen fährt los. Auf seiner Ladefläche ein grünes Stück Stoff mit einer Vertiefung. Darin steht die Urne. Ich stelle eine Osterkerze in einem Marmeladenglas dazu. Ich hebe mein Kreuz in die Höhe, und die kleine Gruppe geht los. „Zum Glück geben die Vögel nichts um den Tod“, wird Andrea später sagen. Das trifft's genau. Der Friedhof pulsiert vor lauter Leben. Aus den Bäumen zirpt es. Die

Schlüsselblumen winken honiggelb. Margarithen grüßen freundlich unseren kleinen Zug. Weißdornhecken werfen mit ihren Blüten um sich, als wüssten sie nicht, wohin mit ihrer Kraft. Wenig erinnert an diesem strahlenden Frühlingsmorgen an den Tod.

Nach zehn Minuten erreichen wir die Parzelle, in der Albert Schuhs Urne bestattet wird. Das etwa 15-mal zehn Meter große Stück ist von einer kleinen Hecke umgeben. In den Ecken sind Stelen aufgestellt. Dort wird später auch Albert Schuhs Name, sein Geburts- und sein Sterbedatum eingetragen. Ich lese Psalm 23 in der genialen Übersetzung von Arnold Stadler. „Auch dann, wenn ich durch eine Nacht muss (meine Nacht), gerade dann habe ich keine Angst. Vor nichts. Denn es ist einer bei mir: und das bist Du“, schreibt er. „Du gehst mir voraus. Das ist meine Hoffnung. Du machst mich schön. Es ist ein Fest!



Und so wird es weitergehen, solange ich am Leben bin und sein darf, bei IHM.“ Spätestens hier wird mir wieder klar, wie wertvoll Beerdigungskultur ist. Vor allem für die, die zurückbleiben. Also heute für uns fünf. Wie überlebenswichtig und wunderschön ist doch die Erfahrung, wenn da einer ist, der mich schön macht! Ob Albert Schuh das auch erfahren hat, in Augenblicken wie heute, als wir da an seinem Grab stehen und unsere Gedanken und Gebete sich in der Sonne wiegen? Wir fünf wissen es nicht. Was wir jedoch ahnen, ist seine Sehnsucht danach, denn es ist die Sehnsucht, die vermutlich in jedem Menschen schlummert. „Gott wird das Verjagte wieder suchen“, sage ich noch. Ein kleines Stück aus dem Buch Kohelet. Ich habe es lange nicht gekannt. Seit einiger Zeit mag ich es sehr.

Andrea hat einen Text geschrieben. Den liest sie nun vor. Sie schreibt unter anderem: „Ich spüre, dass der Tod von Albert Schuh in diesem Moment eine Lücke in mir aufreißt; eine Lücke, die ich nicht füllen kann, die Lücke der immerwährenden Frage: warum? Warum tun Menschen

die Dinge, die sie tun? Warum ist ein Mensch ganz allein auf der Welt? Warum ist man in den schwersten Stunden allein, besonders im letzten Moment? Warum du? Warum ich? Warum jetzt? Auf die entscheidenden Fragen gibt es keine Antworten. Daraus ziehe ich persönlich den Schluss: Ich habe zwei Möglichkeiten. Ich halte alles für sinnlos. Dann ist mein Leben grau, deprimierend und freudlos. Oder ich sage mir: Ich kenne den Sinn nicht. Aber wenn ich schon mal hier bin, dann soll es auch schön, wertschätzend und liebevoll sein, wo immer das möglich ist. Dann möchte ich mich den Fragen stellen und Antworten finden, mit denen ich leben kann. Dann stelle ich mich heute bewusst an die Seite der Lücke und schaue in den Abgrund in der Hoffnung, dass es irgendwo im Universum eine Antwort gibt auf die sich immer wiederholende Frage: Warum?“

Der städtische Mitarbeiter hat die Urne im Loch versenkt. Ich werfe ein bisschen Erde auf sie. „Dein Leib war Tempel des Heiligen Geistes“, bete ich. „Das bedeutet, du hast Gemeinschaft gesucht und gestiftet, wo immer du konntest.“ Eine Reihe weiterer Urnenlöcher warten darauf, dass sie heute noch gefüllt werden. Sie sind mit Brettern und Kunstrasen bedeckt. Kein Leben ist umsonst, denke ich, als wir zurückgehen. Ich beobachte eine Frau, die Blumen an ein Grab trägt. Ein Steinmetz nimmt einen Gedenkstein an den Haken seines Krans. Im Personalraum hinter der Trauerhalle stehen vier weitere Urnen. Ich werfe einen kurzen Blick auf ihre Laufzettel. Angehörige: „Keine.“ Gott wird das Verjagte wieder suchen. Er macht halt das, was Menschen nur manchmal gelingt.

AUFERSTEHUNG

Irgendwann
liegst du dann
im Grab.

Würmer ringsherum
alle Hoffnung stumm:
im Grab.

Doch
irgendwann
bricht er an:
der Tag.

Aus schaurigem Dunkel
wird Blitzesgefunkel,
wird Tag.

Aus niedrig wird mächtig
aus schäbig wird prächtig
am Tag.

Aus Leere und Nichts
wird Fülle des Lichts
im Licht.

Fürchte dich nicht.

Hilde Naurath

Die Opfer in DEN BLICK NEHMEN

Wie mit dem Thema sexualisierte Gewalt gegenüber Kindern umgehen?
Brigitte Jünger hat ein einfühlsames Buch darüber geschrieben.

Text : Brigitte Jünger

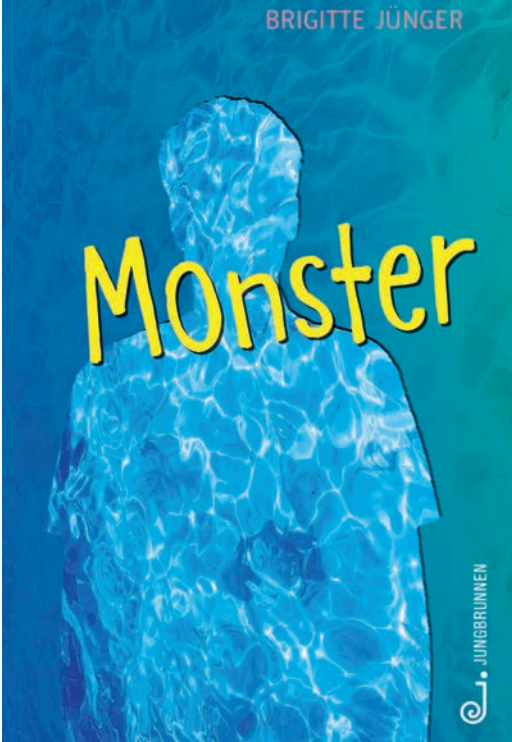
16.921 – eine Zahl, hinter der sich unendliches Leid verbirgt. Sechzehntausendneunhundert-einundzwanzig Fälle von sexuellem Missbrauch an Kindern und Jugendlichen verzeichnete die polizeiliche Kriminalstatistik für das Jahr 2020 in Deutschland. Das sind allerdings nur die Fälle, die zur Anzeige gebracht wurden. Die Ermittlungsbehörden schätzen, dass die tatsächliche Zahl fünfzehn bis zwanzig Mal höher liegt. Das bedeutet, dass etwa 255.000 bis 340.000 Kinder und Jugendliche betroffen sind. Die Weltgesundheitsorganisation WHO geht sogar noch weiter: Ihre Schätzungen liegen bei einer Million Missbrauchsfälle pro Jahr allein in Deutschland.

Es geschieht tagtäglich im Verborgenen und dort, wo sich Täter und Opfer besonders nah sind, in Schulen, Vereinen und vor allem Familien. Von einigen schweren Fällen, in denen viele und besonders junge Kinder betroffen sind, erfahren wir aus den Medien. Dabei geht es häufig in erster Linie um die Täter und diejenigen, die daran mitgewirkt haben, dass die sexuelle Gewalt lange unentdeckt bleiben konnte. Wie es den Opfern geht, welche

Auswirkungen ein Missbrauch auf ihr aktuelles und weiteres Leben hat, darum geht es eher selten.

Ich glaube, dass gerade die Opferperspektive enorm wichtig ist, um zu verstehen, was sexualisierte Gewalt mit einem Menschen anrichtet. Deshalb habe ich dieses Buch geschrieben. Wie ergeht es einem 14-Jährigen, der sexualisierte Gewalt erlebt hat und mit niemandem darüber sprechen kann? Was macht er mit den Bildern in seinem Kopf, die ihn nicht mehr verlassen? Felix, mein Protagonist, verdrängt das Erlebte und sperrt es in den hintersten Winkel seines Innersten. Doch es lässt sich nicht bannen, sondern kommt immer wieder als Monster zu ihm zurück und drückt ihm die Luft ab. Die Erinnerung an das Geschehene ist eine Qual für ihn, die er erst loswerden kann, als er darüber redet und professionelle Hilfe bekommt. „Damit etwas heilen kann, ist das Reden über das Geschehene unglaublich wichtig“, schreibt sein Lehrer am Ende des Buches in einem Brief an Felix.

Doch das Reden ist gleichzeitig auch das Schwierigste. Dass es trotzdem notwendig ist und wie es Felix schließlich doch gelingt, seine Monster zu besiegen, erzähle ich in diesem Buch. Es soll



» Das Jugendbuch ‚Monster‘ erschien 2021 im Jungbrunnen Verlag, Wien.

dazu ermutigen, genauer hinzuschauen, wenn ein Schüler, ein Mitschüler, ein Nachbarskind oder ein Kumpel im Sportverein sich plötzlich anders verhält als bisher. Wenn sich ein Kind, ein Jugendlicher auf einmal zurückzieht, keine Freude mehr zeigt oder beim geringsten Anlass ausflippt und aggressiv wird, dann sind das deutliche Anzeichen dafür, dass etwas ganz und gar nicht in Ordnung ist. Wenn es tatsächlich ‚nur‘ die Pubertät ist, die das Leben durcheinanderbringt – okay. Aber Pubertät darf nicht als Entschuldigung dafür dienen, dass man sich nicht weiter um das seltsame Verhalten kümmert. Leider passiert das viel zu oft. Denn es ist klar: Über sehr persönliche Dinge zu sprechen, ist schwer, erst recht, wenn es um Sexualität und Gewalt geht.

Eine Missbrauchserfahrung ist keine Kleinigkeit, sondern ein einschneidendes Erlebnis, das die Betroffenen ihr Leben lang begleitet. Deshalb ist es wichtig, alle Hilfe und Unterstützung anzubieten, die möglich sind.

WAS IST SEXUELLER MISSBRAUCH?

Sexueller Missbrauch oder sexuelle Gewalt an Kindern oder Jugendlichen ist jede sexuelle Handlung, die an oder vor Kindern und Jugendlichen gegen deren Willen vorgenommen wird oder der sie aufgrund körperlicher, seelischer, geistiger oder sprachlicher Unterlegenheit nicht wissentlich zustimmen können. Der Täter oder die Täterin nutzt dabei seine beziehungsweise ihre Macht- und Autoritätsposition aus, um eigene Bedürfnisse auf Kosten des Kindes zu befriedigen.

<https://www.hilfe-portal-missbrauch.de/fragen-antworten>

WOHIN KANN MAN SICH WENDEN?

Hilfe-Telefon Sexueller Missbrauch:
0800 22 55 530.

Bundesweit, kostenfrei und anonym anrufen – auch im Zweifelsfall.

WASSERPONG & Peter Fox

Wo führt eigentlich diese Kellertreppe neben dem Pfarrzentrum hin? Und weshalb stehen da in manchen Sommernächten fünfzehn Fahrräder auf dem Gelände? Eric Stamm berichtet aus dem Jugendheim von St. Agnes und einem Abend im ‚Point‘.

Text: Eric Stamm

Foto: Tabea Jäger

Mit einem Quietschen öffnet sich das Zufahrtstor an der Stormstraße, durch das ich mein Fahrrad auf das Gelände des Pfarrzentrums bugsiere.

Während ich mit dem Fahrradschloss am Geländer neben der Treppe zugange bin, klingen mir bereits bekannte Stimmen entgegen. Unten am Fuße der Treppe unterhalten sich angeregt bei einer Zigarette Paul, Paula und Pauline. Ich sage kurz Hallo, ohne groß unterbrechen zu wollen, und betrete das Jugendheim – das ‚Point‘. Zu meiner Rechten an der Wand leuchtet mir das Point-Symbol bunt entgegen.

Während ich meine Jacke an die Garderobe hänge, begrüßt mich Tabea, die gerade die Papierhandtücher auf den Toiletten nachgefüllt zu haben scheint. Wir gehen gemeinsam in die Küche, in der sich Mathieu und Helen unterhalten: „Moin!“

Ich lasse meine Tasche neben Helen auf die Arbeitsplatte fallen und krame einen Euro heraus. Ich gehe hinüber zu den drei mit Stickern und Edding-Kritzeleien verzierten Kühlschränken und werfe das Geld in die Kasse daneben. Angewidert verziehe ich das Gesicht, drehe mich um

und blicke in ein ähnlich angewidert wirkendes Gesicht von Helen, Tabea lacht. Mathieu erzählt gerade eine seiner fiesen Storys von der Arbeit. Er arbeitet in einer Hautarztpraxis. Grinsend zuckt er mit den Schultern. Ich schüttel’ mich und wende mich der Reihe nach den Kühlschränken zu. Meinen Erwartungen entsprechend finde ich: Bier ... aber warm. Mist. Ein zweiter Versuch ... Spezi. Hmpf. Auf ein Drittes. Wieder Bier, Kölsch. Aber gekühlt. Na, geht doch. Ich überlasse die drei ihrem Gespräch (Schauer und Entsetzen) und werfe einen Blick in den Partyraum – das Herzstück des Points.

Bunte Lichter blinken von den Scheinwerfern an den Decken-Traversen. Am Ende des Raumes, in einer Sitzecke aus Sofas unter einer Regenbogenfahne, sitzen Emily und Emily. Beide lachen sich schlapp, was auch immer der Gegenstand ihrer Unterhaltung ist. Der für Seede-Songs [Berliner Reggae- und Dancehall] übliche Bass und die Stimme von Peter Fox klingen durch den Raum. In der Mitte stehen zwei Tische. An einem davon scheinen gerade Miriam und Maria im Beerpong [Trink- und Geschicklichkeitsspiel mit Bier] gegen Elli und Lilou in Führung gegangen zu sein. Bei Letzteren frage ich nach einem Gastwurf. – Treffer! Während ich mir ein High five bei Elli abhole, stellt Maria mit bösem Blick den getroffenen



Helen Kuper, Mathieu Strunk, Tabea Jäger
und Eric Stamm im ‚Point‘ (v.l.n.r.).

Wasserbecher beiseite. Ja, seit März 2020 verwenden wir aus hygienischen Gründen zuvor unübliches Wasser. Getrunken wird Bier hier eigentlich nur noch aus Flaschen.

Durch den Spalt unter der Tür rechts von der Sitzecke bemerke ich, dass im Kickerraum Licht brennt. Als ich den Raum betrete, werde ich mit Geschrei begrüßt. Miia und Leni führen ein emotionales Kicker-Match gegen Marta und Jasper. Es knallt laut, Leni hat voll durchgezogen. Der Ball fliegt aus dem Spielfeld, gegen die Fahne des letzten Sommerlagers, die hier gegenüber der Tür an der Wand hängt.

Ich mache mich vorsichtshalber aus dem Staub, bevor beim nächsten Mal noch ich den Ball abbekomme. Vielleicht haben sie in der Küche ja inzwischen das Thema gewechselt ...

DIE KATHOLISCHE JUGEND ST. AGNES

*Die Jugendleiter*innenrunde trifft und organisiert sich in den Keller-räumen des Pfarrzentrums in der Stormstraße. Derzeit bestehend aus 34 Mitgliedern, geleitet durch das Pfarrjugendleitungsteam und begleitet von Schwester Andrea, engagieren sich die Jugendlichen ehrenamtlich in der Gemeinde; vom Auf- und Abbau der Krippe über die Organisation des Osterfeuers bis hin zur eigenverantwortlichen Planung und Durchführung des jährlichen Sommerlagers für bis zu 70 Kinder und Jugendliche zwischen 8 und 18 Jahren.*

Kontakt über das Pfarrjugendleitungsteam:

Miriam Au, Julius Brockmann,
Helena Grauvogel, Tabea Jäger,
Eric Stamm

E-Mail: lr.stagnes@gmail.com

Erinnerungsort

PFARRARCHIV

Unter dem Familienforum in der Weißenburgstraße lassen sich wahre Schätzchen finden: Das Pfarrarchiv der Agnesgemeinde birgt so manch ein berührendes Erinnerungsstück. Der ehrenamtliche Leiter Werner Teske erzählt.

Text: Werner Teske

Foto: Pfarrarchiv

Unsere Pfarrei St. Agnes gehört zu den wenigen Pfarreien in Köln, die noch über ein eigenes Pfarrarchiv verfügen. Als Besonderheit wird dort das Andenken des Widerstandskämpfers Nikolaus Groß (1898–1945) gepflegt. Darüber hinaus ist es praktisch ein Archiv des gesamten Agnesviertels. Außer den vertraulichen Unterlagen der Pfarrei sind alle Archivalien für Interessenten zugänglich.

Dies alles verdanken wir einer einzigen Person: Mein Vorgänger Heinz Decker begann in den 1960er-Jahren, die im Krieg beschädigten Unterlagen im Keller des Pfarrhauses zu sichten und zu ordnen. Einige Zeit später wurde ihm ein Raum im Souterrain des Agneshauses zur Verfügung gestellt. Er baute dort Regale auf und ordnete die Schätze der Vergangenheit professionell.

Heinz Decker hatte nach dem Krieg Elisabeth (Liesel) Groß geheiratet, eine der Töchter von Nikolaus Groß. Er sammelte alles über seinen

Schwiegervater. Dies schlägt sich bis heute in einer Reihe dicker Ordner nieder.

Da Decker 1914 geboren wurde und er später in der Pfarrei und auch in der Geschichtswerkstatt des Agnesviertels aktiv war, hat er die Geschichte des Veedels fast von Anfang an miterlebt. Er war ein lebendes Geschichtsbuch mit unerschöpflichem Gedächtnis. Seine Sammelleidenschaft erstreckte sich auf einigen Gebieten auch über das Viertel hinaus, z. B. auf Verkehr und die Römerzeit in Köln.

Im Archiv befinden sich Fotografien, Bücher, Kirchenzeitungen und Pläne sowie einige Kuriosa. Insgesamt gibt es einen vielseitigen Überblick über das Agnesviertel und seine Geschichte.

Seit 2003 übergab der Gründervater seine Arbeit schrittweise an mich. Ich bemühe mich seitdem, den Bestand weiterzuführen.

Wer sich selbst ein Bild machen möchte und Nachforschungen in der Vergangenheit anstellen möchte, ist gerne willkommen.



Das Foto wurde 1947 auf der Krefelder Str. in Höhe der Balthasarstr. aufgenommen. Es zeigt Kommunionkinder von St. Agnes. In die Baulücke im Hintergrund wurde Anfang der 60er-Jahre St. Gertrud gebaut. Zur Errichtung der Kirche erwarb die Pfarrei nach dem Krieg mehrere Grundstücke.

Das Foto ist ein Beispiel für viele Schätze, die das Pfarrarchiv bereithält. Die Archive von St. Kunibert und St. Ursula mit allen Archivalien bis zur Zusammenlegung der Pfarreien sind übrigens ins Historische Archiv des Erzbistums überführt worden.

Solche und noch viele weitere Schätze aus der Geschichte der Gemeinde St. Agnes stellen wir ab der nächsten Pfarrbriefausgabe vor.

KONTAKT

***Pfarrarchiv der Agnesgemeinde
Weißenburgstr. 14
Souterrain
50670 Köln***

***Terminvereinbarung
unter 0221 725338***

KIRCHEN- KELLER- Quartett

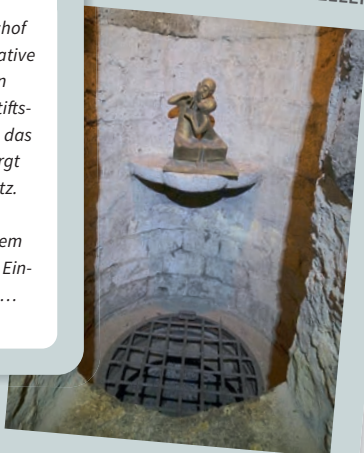
Ein Keller ist immer unterirdisch. Doch nicht immer kann man in die Tiefe graben. Und bei Kirche denkt man statt an Keller an Krypta. Doch gibt es bei unseren vier Kirchen echte Keller?

B4

KIRCHENKELLER

St. Kunibert

An Stelle einer Clemenskirche aus dem 7. Jahrhundert entstand ab 1210 ein Neubau. Stifter war Bischof Kunibert. 1210 entstand auf Initiative des Kunibertsstifts ein Neubau an gleicher Stelle. 1247 wurde die Stiftskirche geweiht. Eine Krypta glich das Geländegefälle aus: Sie beherbergt den weltberühmten Kunibertspütz. Ein Keller aber? Fehlanzeige! Zu groß die Gefahr von eindringendem Hochwasser. Spannend auch die Einsturzgeschichten des Westturms ...



St. Kunibert

B1

KIRCHENKELLER



B1

KIRCHENKELLER

St. Ursula

Ein erster Saalbau mit einer Ostapsis aus dem vierten Jahrhundert ist nachgewiesen. Eine exakte archäologische Auswertung lässt sich heute auf dem römischen Gräberfeld, auf dem St. Ursula errichtet wurde und das im 12. Jahrhundert auf der Suche nach Reliquien durchwühlt wurde, nicht mehr erzielen. Einen Keller, ja, den gibt es. Nicht direkt unter der Kirche, sondern seitlich neben der heutigen Sakristei, unter der Toreinfahrt. Hier beherrscht die Heizung das Bild.

Text: Ute Strunk

Fotos: Volker Adolf

B3

KIRCHENKELLER



St. Agnes

B3

KIRCHENKELLER

St. Agnes

1904 wurde der Kirchenbau fertiggestellt und 1913 konsekriert. Einen Keller gibt es direkt unter der nebenstehenden Sakristei von 1910. Diesen Anbau hatte der Kirchenstifter Peter Joseph Roeckerath nie an ‚seiner‘ Kirche haben wollen, weil er die Symmetrie störe. Heute noch beherbergt er den Borromäussaal und darunter einen Keller für eine große Heizung.

Vorsicht: Wer hier hinuntersteigt – Kopf einziehen!

B2

KIRCHENKELLER



St. Gertrud

B2

KIRCHENKELLER

St. Gertrud

Für seine 1965 fertiggestellte Gertrudkirche mit ihren asymmetrischen Formen, dem wunderbaren Zeltdach und der Ausführung in Beton im Stil des ‚Brutalismus‘ erhielt Gottfried Böhm den Kölner Architekturpreis. Einen Keller gibt es neben den unterirdischen Räumen der Jugend und einem Ausgang zum Außengelände unterhalb des Bahndamms der Haltestelle Hansaring.

Auch hier ‚wohnt‘ die Heizung.

Raumstation

GOLDENE KAMMER

Seit vielen Jahren ist die Goldene Kammer in St. Ursula aufgrund umfassender Restaurierungsarbeiten unvollständig. Warum das so lange dauert, hat Ute Strunk recherchiert.

Text: Ute Strunk

Fotos: Volker Adolf

Eigentlich sind die Arbeitsschritte bei der Restaurierung der goldenen Blumengirlanden aus Holz, das sogenannte Schleierwerk mit Glas, mit der die Regale an den vier Wände der Goldenen Kammer verblendet sind, ganz klar definiert: Entstauben, Reinigen, Festigung der lockeren Fassung (Vergoldungen) mit überlegten und abgestimmten Ergänzungen (Kittungen und Retusche) und abschließender Wiedereinbau.

Doch so simpel gestaltete sich der Prozess dann doch nicht, in den die beiden Restauratorinnen Dorothee Fobes-Averdick und Linda Schäfer-Krause von der Restaurierungswerkstatt kunstgriff Anfang 2022 mit eingestiegen sind. Denn bei der Inaugenscheinnahme der bereits seit Längerem ausgebauten und eingelagerten Schnitzwerkleiten machte sich beim Auspacken ein unangenehmer Geruch bemerkbar. Nach einem Gutachten durch einen Ingenieur für Luft- und Raumqualität und Recherchen zu vorhergehenden Restaurierungen am Schleierwerk bestätigte sich: Es hatte in

den 1950er- und wiederholt in den 1970er-Jahren eine Behandlung der Objekte mit gesundheits-schädlichen Holzschutzmitteln gegeben. Diese Substanzen kontaminierten den in den Ritzen und Ecken abgelagerten Staub, der durch die Restaurierung entfernt bzw. reduziert werden soll.

Das wiederum macht eine Bearbeitung unter besonderen Schutzmaßnahmen notwendig und erforderte ein völliges Umdenken sowohl für die Arbeit der Restauratorinnen als auch den Werkstatttraum selbst.

Eine luftdichte Kammer mit den Maßen 3x4 Meter, Deckenhöhe ca. 3,80 Meter, inklusive einer Schleuse, wurde innerhalb der kunstgriff-Werkstatt von Fachleuten errichtet. Hier wird nun das Schnitzwerk gelagert und Stück für Stück bearbeitet. Der kontaminierte Staub wird mit einem Pinsel vom Ornament abgenommen und direkt mit einem Staubsauger abgesaugt. Der Staubbehälter wird sonderentsorgt.

Für ihre Arbeit betreten die Restauratorinnen die Schleuse, in der ein Schutzanzug inklusive Kophaube mit Sichtblende übergezogen wird, ähnlich



einem Astronautenanzug. Die Atemluft wird durch einen Filter angesaugt, der wie ein Rucksack auf dem Rücken getragen wird.

Ein CO₂-Messgerät zeigt an, wenn nicht mehr ausreichend Sauerstoff im Raum vorhanden ist. Die Arbeit muss dann unterbrochen werden, um einen Luftaustausch mittels eines Luftfilters durchzuführen. Dabei muss auf ein gleichbleibendes Klima, also Temperatur, Luftfeuchtigkeit etc., geachtet werden.

Die Arbeitsschritte am Schleierwerk sind mit der zusätzlichen Kleidung inklusive Handschuhen, dem eingeschränkten Gesichtsfeld durch die Haube sowie dem zusätzlichen Halten eines Saugers schon erschwert. Noch dazu erzeugt das Zuführen und Filtern der Atemluft eine erhebliche Geräuschkulisse. Arbeiten zwei Personen in der Kammer, muss häufiger unterbrochen werden, um bei einem angemessenen CO₂-Wert zu bleiben. Trotz dieser Widrigkeiten haben Fobes-Averdick

und Schäfer-Krause sich auf eine Zeitschiene festgelegt. Der erste Bauabschnitt – die Fertigstellung der Nordwand – soll Anfang Oktober 2022 abgeschlossen sein. Dafür wird von Mitte August bis Mitte September die Goldene Kammer für ca. vier Wochen geschlossen bleiben, um die Schädelreliquien zurückzuführen und das bearbeitete Schleierwerk wieder zu montieren.

Anschließend gehen die Restaurierungsarbeiten wandweise weiter. Ein weiteres Gewerk beschäftigt sich mit den montierten Glasscheiben, die möglichst in ihrer ursprünglichen leichten Tönung mit Einschlüssen und Unebenheiten erhalten bleiben sollen. Der Inhalt der Gefache, die Schädelreliquien selber und die Gefäße befinden sich ebenfalls in Restauratorinnenhand.

Zu hoffen bleibt, dass nicht noch weitere Hemmnisse auftauchen, die die nun gut geplante Rückkehr in die dann wieder in vollem Glanz erstrahlende Goldene Kammer von St. Ursula aufhalten.

350 JAHRE KEVELAER und zurück

Die Kölner Kevelaer-Bruderschaft an St. Kunibert feierte ein eindrucksvolles Jubiläumsfest und freut sich auf die Jubiläumswallfahrt.

Text: Michael Rind

Foto: Kölner Kevelaer-Bruderschaft

Seit 350 Jahren macht sich die Kölner Kevelaer-Bruderschaft auf den Weg von St. Kunibert zum Gnadenbild der ‚Trösterin der Betrübten‘ nach Kevelaer und wieder zurück. Mit den über 120 Pilgernden, darunter eine große Anzahl Kinder und Jugendlicher, machen sich dann über 100 weitere Menschen mit Bussen auf den Weg.

Anlässlich des Jubiläums waren alle Mitglieder, Freundinnen und Freunde ebenso wie die Gremien und Mitglieder der Pfarrgemeinde am 14. Mai in die Basilika St. Kunibert zu einem großen Fest eingeladen. Zu den besonderen Gästen gehörten neben den Bürgermeistern der Städte Köln und Kevelaer auch Rektor und Generalsekretär der Wallfahrtsstadt, die dort beheimatete Bruderschaft, die verbundenen Bruderschaften aus Brauweiler und Bonn, ebenso die vielen Unterstützer und Helfer auf dem Wallfahrtsweg sowie die begleitenden Geistlichen.

Beginnend mit einem marianischen Glockenkonzert wurden die Feierlichkeiten an und in der Bruderschaftskirche eröffnet. Hierbei wurde

nicht nur das Hauptgeläut, bestehend aus den zehn großen Glocken, durch Klang und Moderation vorgestellt, es ertönten zwischendurch als Premiere auch bekannte Marienlieder durch das 14-teilige Glockenspiel. Dem Festgottesdienst stand Stadtdechant Monsignore Robert Kleine als Hauptzelebrant vor. Er wies in seiner Predigt auf die Bedeutung, den Auftrag und die Wichtigkeit dieser Laien-Betgemeinschaft in den letzten 350 Jahren, aber vor allem in Gegenwart und Zukunft hin. Der Bruderschaft ist es wichtig, dass keiner verlorengeht, dass vor allem Jesus nicht verlorengeht in den Irritationen, Verwirrungen und Verletzungen dieser Zeit.

Im Rahmen der vom Caspar-Ulenberg-Ensemble unter der Leitung von Herrn Gerhard Blum musikalisch gestalteten ‚Mariazeller Messe‘ von Joseph Haydn für Chor und Orchester wurde auch die neue Bruderschaftsfahne durch den Präses Pfarrer Dr. Peter Seul gesegnet. In der zu diesem Jubeltag besonders geschmückten und vollbesetzten Basilika durften wir so einen entsprechend festlichen Gottesdienst feiern. Fahnen und zahlreiche Messdiener trugen hierzu ebenso bei wie der endlich wieder erklingende Gemeindegesang.



An die Messfeier schloss sich dann der Empfang in der Aula des Ursulinengymnasiums an. Hier ergaben sich die Möglichkeiten zu geselliger Unterhaltung bei musikalischer Untermalung, zu persönlichen Begegnungen und zu Festreden der geladenen Gäste.

Vom 25. bis 30. Juli werden wir uns dann wieder unter dem Leitgedanken ‚Maria, zu dir kommen wir – 350 Jahre!‘ zu unserer Jubiläumswallfahrt auf den Weg machen, nachdem in den vergangenen beiden Jahren aufgrund der pandemischen Situation die Wallfahrt nur in verkürzter Form stattfinden konnte. Ob zu Fuß oder mit dem Bus – mitpilgern können alle. Unsere Gemeinschaft heißt alle Menschen herzlich willkommen zu beten, zu singen und zu reden, zu schweigen, gemeinsam oder auch mal allein, draußen und drinnen in liturgischen Feiern, aber auch in geselligen Runden.

Gerade in Zeiten, in denen viele wegen der entsetzlichen Vorkommnisse in unserer Kirche den

Halt oder gar den Glauben verlieren, wollen wir Seite an Seite dieses und andere Pakete gemeinsam tragen. Wir möchten gerade den Diffamierten, Denunzierten, Schwachen und Betroffenen ein Wegbegleiter sein. Denn das ist doch der eigentliche und wichtige Auftrag in der Nachfolge Jesu, zu der wir berufen sind: den Menschen den Weg zur ‚Trösterin der Betrübten‘ aufzuzeigen, und sich hierbei von christlichen Werten leiten zu lassen, deren Verlust in unserem Erzbistum und an vielen Orten in der Welt so viel Leid auslöst – das soll bei der Wallfahrt ganz besonders im Mittelpunkt stehen, um anschließend gestärkt, bereichert und beseelt in die Familien, die Gemeinschaften und in die Gesellschaft zurückzukehren.

Informationsblatt und Anmeldeformular zur Wallfahrt liegen in den Kirchen aus. Weitere Informationen auch unter www.koelnerkevelaerbruderschaft.de.

» Ein kunstbegeisterter Opa und seine jüngste Enkelin im Skulpturenpark, den die Veedels-Rikscha mit einer Sondererlaubnis befahren darf.



Eine Bewegung, die BEWEGT

Der Verein ‚Radeln ohne Alter Köln‘ organisiert Ausflüge mit der Veedels-Rikscha für Leute, die selten vor die Tür kommen. Der Kapitän für das Agnesviertel, Bernhard Riedl, erzählt.

Text & Foto: Bernhard Riedl

„Sie können sich nicht vorstellen, was für eine Freude sie mir gemacht haben.“ Rückmeldungen dieser Art sind nach einer Rikscha-Fahrt eher die Regel als die Ausnahme. Und dabei ist die Freude wirklich nicht nur aufseiten der Fahrgäste: Rikscha-Piloten sind immer traurig, wenn eine Tour abgesagt werden muss.

‚Radeln ohne Alter Köln‘ ist ein gemeinnütziger Verein, der Menschen bewegt, und zwar auf drei Rädern, zwischenzeitlich in 25 Rikschas stadtwweit. Dabei geht es rein ums Vergnügen, um einen Ausflug für Menschen, die nicht mehr gut zu Fuß sind, die selten vor die Tür kommen, aber gerne noch am Leben draußen teilnehmen. Motto der internationalen Bewegung in 55 Ländern ist das ‚Recht auf Wind in den Haaren‘ in jedem Lebensalter. Dabei geht es meistens eher gemütlich zu, Fahrgäste und Pilot*in können auch mal ein Wort miteinander wechseln. Oft ist der Weg das

Ziel. Immer, ehe die Fahrt losgeht, wird die Route besprochen, eventuelle Zwischenstopps. Überraschungen und kleine Einlagen sind möglich, Fahrten ins Blaue oder zum Dom, zu Tünnies un Schääl, in den Skulpturenpark oder einfach nur am Rhein entlang, Schiffchen gucken und Leute.

Seit Kurzem rollt auch eine sogenannte Veedels-Rikscha im Agnesviertel und über den Eigelstein, durchs Kuniberts- und Gerichtsviertel. Die Pilot*innen sind ehrenamtlich unterwegs, die Rikscha-Fahrten gratis; diese dauern eine bis anderthalb Stunden, gelegentlich auch etwas länger. Mitfahren können immer zwei Personen.

Potentielle Fahrgäste können sich selber anmelden. Manchmal werden Fahrten auch von Angehörigen organisiert: Wie bei der Oma, die bei der Enkel-Hochzeit nicht dabei sein konnte, mit der Rikscha zum Standesamt rollte und der Braut fast die Schau stahl!



DIE SCHÖNE Agnes

Im Umfeld der Agneskirche hat sich einiges getan. Ein kleiner Zaun schützt die Pflanzen. Und endlich ist eine öffentliche Toilette da.

Text und Fotos: Peter Otten

Vor Kurzem wurde ein kleiner Teil des Außengeländes der Agneskirche eingezäunt. Möglich wurde dies durch bezirksorientierte Mittel des Stadtbezirks Innenstadt/Deutz. Damit versucht die Pfarrgemeinde, einen Teil des Umfeldes der Kirche, das ja städtisches Gelände ist, vor Verunreinigung, Vermüllung und Verkotung zu schützen. Insbesondere betrifft das den Eingang zur Krypta, der in letzter Zeit sehr stark verschmutzt war.

Es ist wunderbar, dass ein Teil der Pflanzen nun in Ruhe wachsen kann. Der Naturschutzbund Deutschland e.V. hatte bereits einige Zeit lang versucht, das Gelände zu pflegen, dann aber nachvollziehbarerweise aufgegeben, weil zu viele Pflanzen zerstört worden waren. Es hat sich nun eine kleine Gruppe Freiwilliger gebildet, die Ideen zusammentragen möchte, was in den Beeten

wachsen soll. Zugleich wollen die Menschen das Umfeld im Rahmen dessen, was vom zeitlichen und persönlichen Aufwand her möglich ist, pflegen, also das Gras hin und wieder mähen etc. Wer Interesse hat mitzumachen, meldet sich gern bei peter.otten@st-agnes.de.

Zeitgleich mit dem Zaun haben die Abfallwirtschaftsbetriebe (AWB) auf der Weißenburgstraße eine Toilette errichtet. Die Toilette steht leider etwas ungünstig auf der anderen Straßenseite. Besser platziert wäre sie in der Nähe vom Büdchen. Aber ein Anfang ist gemacht. Somit hat die Pfarrgemeinde die bisherige Toilette auf dem Neusser Platz abgebaut, die sie für eine geraume Zeit unterhalten hat.

Wir finden, dass all das erste kleine Schritte sind, hin zu einem schöneren Umfeld am und um die Agneskirche, und freuen uns sehr darüber. Und wir sind allen, die das ermöglicht und unterstützt haben, sehr dankbar.



**Kontakt für potentielle
Pilot*innen und Fahrgäste:**
Bernhard Riedl
bernhard@adelnhoenalter.koeln
Telefon/SMS: 0151 477 80 238
www.adelnhoenalter.koeln

ERSTKOMMUNION

Fotos: Günter Scholz

2022





Greta Nils Johannes		
Matteo Leonard Jan Justus Jakob		
Helene	Eva Mattea Helene Ole Kaspar Lorenzo	Finn
Carla Jonas	Bruno Raphael Oskar Mattia Anton Jakob	Frida Sara
Josef Johannes	Alessia Ida Marie Gustav Athena Juna Milla	Maria Anton
Rasmus Theresa	Greta Artur Moritz Alma Felicitas David Mia	Paula Malte Lotta
Luisa Carlotta	Anton Kaspar Till Ona Sean Noel Greta Julia	Lena Emma Sofia
Karl Lennard	Johann Mila David Una Noemi Romy Aurelia	Julia Benjamin
Balou	Naomi Alessandro Jakob Christopher Tilda	Falk Levi
Karl	Polly Lotta Hannah Chloe Ferdinand	Svea
Gabriele Leonore Emil Noah		

LESERBRIEF

Zum Artikel ‚Kein leeres Versprechen‘ in unserer Pfarrbriefausgabe 2-21 ‚verspielt‘ hat die Redaktion ein Leserbrief erreicht.

Von: Norbert Bauer

Betreff: Pfadfinder St. Kunibert

Anlässlich des Schwerpunktthemas ‚verspielt‘ berichtet Im letzten Pfarrbrief Klaus Nelißen unter der Überschrift ‚Kein leeres Versprechen‘ über eine Gruppe Pfadfinder in St. Kunibert. Er erinnert sich zugleich mit spürbarer Begeisterung an seine eigene Zeit als Rover und Wölfling. Ich kann diese Begeisterung teilen, durfte ich doch selbst fünf Jahre lang Kurat, also geistlicher Leiter, eines Pfadfinderstamms sein. Ich habe eine weltoffene, moderne Jugendpastoral erleben können, die durch die Liebe zur Natur, zum Nächsten und zu Gott geprägt war. Sowohl Klaus Nelißen als auch ich waren Teil der DPSG-Jugendbewegung.

Wer den Artikel im Pfarrbrief liest, könnte den Eindruck gewinnen, bei der Gruppe in St. Kunibert handele es sich auch um solch eine Pfadfindergruppe. Das ist sie aber nicht: Sie zählt zur KPE, der ‚Katholischen Pfadfinderschaft Europas‘. Sie wurde in den 70er-Jahren als Gegenbewegung zur DPSG, dem großen Pfadfinderverband Deutschlands, gegründet. Dem Gründer der KPE, Pater Hönisch, war dieser traditionsreiche Verband zu wenig katholisch, zu lau, zu sehr der

Welt angepasst. Deswegen hat er eine ‚Alternative‘ gegründet. Die Theologin Hildegund Keul skizzierte die Abspaltung kürzlich so: „Zu seinem Markenkern gehört neben strafendem Gott, Rosenkranz und Beichtzwang eine stramme Anti-Gender-Politik, was ihm bei speziellen Bischöfen hohe Sympathien einbringt.“ Erschreckende Einblicke in das Welt- und Gottesbild der KPE bietet Johanna Beck in ihrem Buch ‚Mach neu, was dich kaputt macht.‘ Als Mitglied der KPE musste sie in ihrer Jugend geistlichen und sexuellen Missbrauch erfahren.

Wegen der dunklen Religionspädagogik war die KPE lange Zeit nicht durch die deutschen Bischöfe anerkannt. Im Januar wurde bekannt, dass die Deutsche Bischofskonferenz die KPE nun als „privaten, kanonischen Verein“ qualifiziert. Johanna Beck macht diese Entscheidung „sprach- und fassungslos: ein Ritterschlag für die KPE und ein Schlag ins Gesicht für uns Betroffene.“

Selbstverständlich darf keine KPE-Gruppe unter einem Generalverdacht stehen. Die Leserinnen und Leser des Pfarrbriefs sollen jedoch wissen, dass die Gruppe in St. Kunibert Teil dieser umstrittenen Organisation ist. Ob ‚Spiel‘ tatsächlich im Mittelpunkt der gelebten Praxis steht, scheint mir nach der Lektüre des Grundlagentextes ‚Selbstverständnis als katholischer Pfadfinderbund‘ auch fraglich. Die „ganzheitliche Erziehung zu christlichen Persönlichkeiten“ soll vielmehr durch „die würdige Feier der heiligen Messe, den ehrfürchtigen Empfang der heiligen Kommunion und die eucharistische Anbetung (...) und die regelmäßige Beichte als Sakrament der Barmherzigkeit“ erfolgen. Das Stichwort ‚Spiel‘ suche ich in dem aktuellen Papier des Verbandes hingegen vergeblich.

NACHRICHTEN

Auszeichnungen für Monika Fünfzig

Ihr über 40-jähriges ehrenamtliches Engagement haben wir in der Pfarrbriefausgabe 2-21 ‚verspielt‘ vorgestellt: Monika Fünfzig engagiert sich seit Anfang der 1980er-Jahre in der Pfarrbücherei St. Agnes an der Ecke Blumenthalstraße. Nun wurde sie für ihren Einsatz für das Lesen sowohl von der Stadt Köln als auch vom Land Nordrhein-Westfalen ausgezeichnet. Bereits im Herbst erhielt die ausgebildete Chemikerin eine Urkunde für bürgerschaftliches Engagement von der Stadt. Anfang April überreichte ihr dann Ministerpräsident Hendrik Wüst höchstpersönlich die Jubiläums-Ehrenamtskarte Nordrhein-Westfalen. Diese Karte wurde neu eingeführt als Ergänzung der seit 2008 bestehenden Ehrenamtskarte NRW. Sie wird für ein mindestens 25-jähriges Ehrenamt verliehen. Die Inhaber können die Angebote öffentlicher, ge-



meinnütziger und privater Einrichtungen vergünstigt nutzen. Auch ein Empfang im Haus der Geschichte NRW in Düsseldorf gehört dazu. Fünfzig erklärte, sie habe die Auszeichnungen auch stellvertretend für ihre genauso engagierten Mitstreiterinnen angenommen. Das Redaktionsteam gratuliert herzlich!

Wer sich ebenfalls seit mehr als 25 Jahren ehrenamtlich in der Agnesgemeinde engagiert, kann sich dies im Pfarrbüro bestätigen lassen.

Infos zur Ehrenamtskarte:

www.engagiert-in-nrw.de/ehrensachenrw

Die Ehrenamtlerinnen halten die Bücherei weiterhin für Sie geöffnet:

Sonntag 10:30 – 12:15 Uhr, Montag und Dienstag 17–19 Uhr, Donnerstag 15–17 Uhr



Foto: Carl Caspar

Nistkasten für Falken

Die AG Wanderfalkenschutz des NABU NRW hat vor einiger Zeit einen Nistkasten für Wanderfalken an der Turmostseite von St. Agnes angebracht, berichtet uns Michael Lakermann. Der Nistkasten steht auf einer Fensterbank auf der Ebene über der Glockenkammer und ist von den oberen Etagen der gegenüberliegenden Häuser und aus der Lupusstraße heraus sichtbar. In Köln gibt es derzeit an drei weiteren Kirchen Nisthilfen; an St. Severin in der Südstadt und St. Josef in Kalk. Die Nisthilfe in St. Pius in Zollstock wird aktuell von Turmfalken genutzt. An zwei Industrieschornsteinen im Kölner Norden wurden ebenfalls Kästen aufgestellt. An allen Standorten finden jährlich Wanderfalkenbruten statt, die auch in aller Regel zum Ausfliegen von Jungvögeln führen. Das Projekt ist also in Köln – wie auch landesweit – sehr erfolgreich.

Vor dem Kasten an St. Agnes wurde ein kleiner Gitterrost montiert. Die Vögel können auf ihm landen

und in den Kasten hineingehen. Für die Jungfalken ist entscheidend, dass sie ihre ersten Flügelübungen in einem nach vorn und nach oben freien Luftraum machen können. Ein Vorteil der Neukonstruktion liegt darin, dass man vom Turminnenraum aus über eine Klappe an das Innere gelangt. Dies erleichtert sowohl den Zugriff auf verletzte Vögel als auch die Beringung. Die Beringung ist wissenschaftlicher Standard und dient der Ermittlung von populationsrelevanten Daten. Am spannendsten ist hier sicherlich die Entfernung, die ein Falke von einem Wiederansiedlungsstandort aus zurücklegt. So hat schon ein in Leipzig geborenes Falkenweibchen in Köln-Niehl gebrütet.



Der Kasten wurde von den Mitarbeitern der AG Wanderfalkenschutz Carl Caspar und Bernd Bäumer gebaut und installiert.
Foto: Carl Caspar



Unser Redaktionsteam / Foto: Klaus Nelißen

KONTAKTE

Monika Waizner, Fabienne Malchow und Claudia Eisenreich helfen Ihnen in unseren Büros gerne weiter. Sie erreichen sie telefonisch unter 0221. 7880750 und 0221. 121214 bzw. per E-Mail unter pfarrbuero@st-agnes.de // Pfarrer Dr. Dominik Meiering: 0221. 474507-20 // Pfarrer Peter Seul: 0221. 788075-42 // Schwester Andrea: 0221. 788075-17 // Peter Otten: 0221. 788075-25 // Diakon Uli Merz: 0170.6063061 // Matthias Bartsch (Kirchenmusik): 0221. 788075-23

GETAUFT

Lennox Scheitzbach / Philipp Klein / Tom Braukmann / Raphaël Salati Montana / Henri Kaspar Konstantin Klaus Pchalek / Leonard Mattia Dupick / Jacob Stelzenbach / Joseph Georg Schmidt / Tilda Jans / Paula Heiming / Jakob Kaspar Musick / Finn Klaus Reinartz / Benjamin Louis Edel / Viktoria Große Siemer / Charlotte Anna Witte / Wilma Sehm / Frida Sehm / Till Joah Reinitz / Anton Jasper Reinitz / Felix Jonathan Mandt / Emanuele Plumari / Matthias Siegfried Pötz / Marie Katharina Pötz / Luis Schmitz / Maria Arampankudy / Phil Arampankudy / Matilda Elena Schmitt / Zoe Leokadia Andreou

VERSTORBEN

Willy Lenz / Matthias Brandes / Karl Hans Ludwig Klein / Marianne Schiffer / Marie-Luise Helfrich-Schürholz / Johann Delhaes / Marliese Keil / Gertrude Lückerrath / Wolfgang Schmied / Christa Stoffel / Hermann Rey / Helmut Schimice / Heinz Dieter Reichling / Margret Moser-Wahada / Margot Krämer / Maria Elisabeth Hax / Robert Strauch / Käthe Brigitte Roeder / Albert Schuh

FRAGEBOGEN

**Frederic Beaupoil
ist 22 Jahre alt. Seit
Januar 2022 arbeitet
er als Kirchenmusiker
in St. Agnes.**



Foto: privat

Wenn Sie Papst wären – was wäre Ihre erste Amtshandlung?

Gut, dass ich das nie werden kann und muss. Deshalb kann ich die Frage auch schlecht beantworten. Ich hoffe aber, dass ich so handeln würde, dass ich die Kirche wieder näher zu Christus und den Menschen bringen würde.

Was gefällt Ihnen in den Vierteln der Agnespfarre?

Das bunte Leben, die vielen lieben Menschen und dass man an so vielen Orten wunderschöne Kirchen mit viel Geschichte und gelebtem Glauben findet. Und natürlich auch, dass es an allen Ecken tolle Cafés und Restaurants gibt ...

Was ist Ihre Lieblingsstelle oder Lieblingsgestalt in der Bibel?

Das ist schwierig. Eine wundervolle Stelle ist sicherlich aus Psalm 42: „Was betrübst du dich, meine Seele, und bist so unruhig in mir? Harre auf Gott; denn ich werde ihm noch danken, dass er meines Angesichts Hilfe und mein Gott ist.“

Welches Kirchenlied singen Sie am liebsten?

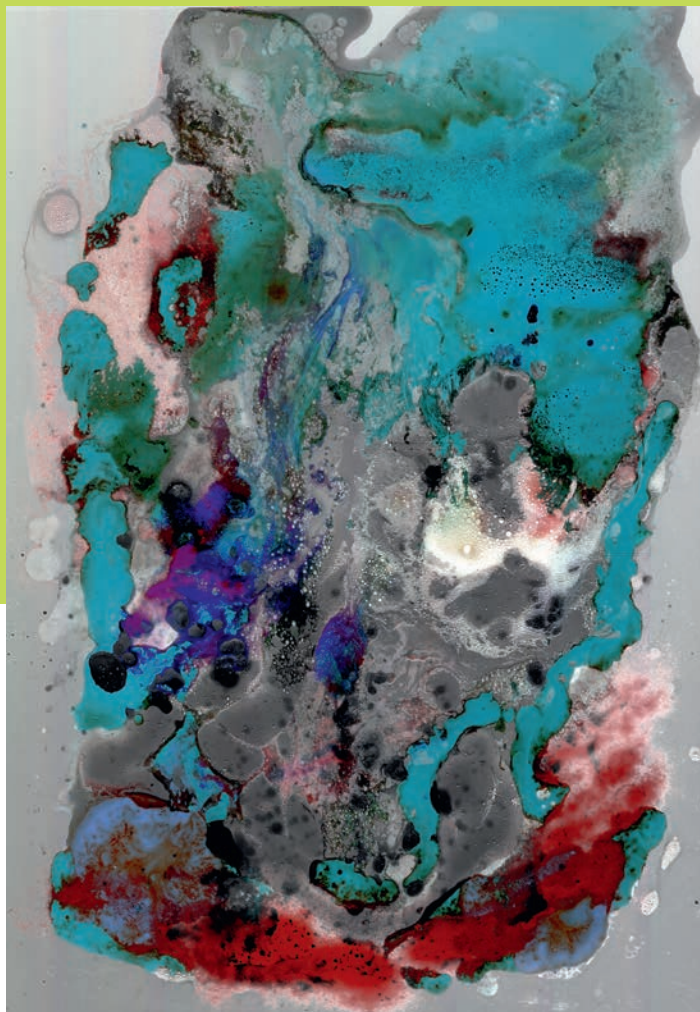
Es gibt so viele schöne Lieder. Manche leider unbekannt und zu selten gesungen. Aber spontan würde ich sagen: „O Jesu, all mein Leben bist du“, im Gotteslob 377.

Welchen Heiligen oder welche Heilige schätzen Sie besonders?

Den seligen Clemens August Graf von Galen. Als Bischof meines Heimatbistums Münster hat er durch seine Predigten und seine unerschütterliche Haltung mit dafür gesorgt, dass die Nationalsozialisten das Euthanasie-Programm einstellen mussten. Ein Zeugnis, was Glaube und Standfestigkeit erreichen kann.

Was ist Ihrer Meinung die Hauptaufgabe der Kirche?

Gemeinsames Leben der Nachfolge Christi.



» VITAMIN E110

Julia Gruner in St. Agnes, 28. August bis 18. September 2022

Titel der Ausstellung: *Multisensory Entanglements*

IMPRESSUM

Herausgeber: Kath. Pfarrgemeinde St. Agnes, Neusser Platz 18, 50670 Köln, www.st-agnes.de,

Kontakt: peter.otten@st-agnes.de, **Redaktion:** Carolin Dörmbach, Brigitte Jünger, Hilde Naurath, Klaus Nelißen, Peter Otten, Eric Stamm, Ute Strunk, Georg Thünemann, Judith Uebing, **Grafikdesign:** Sarah Nagelschmidt

Foto Titelseite: Adobe Stock, **Druck:** Zimmermann Druck + Medien